

derer gewisse Normen ausbuchstabiert werden (zum Beispiel: homosexuell vs. heterosexuell).

*biologistisch*: Die Annahme, allein mit biologischen Maßstäben soziale Phänomene in unserer Gesellschaft erklären zu können, nenne ich, wie viele Kulturwissenschaftler\*innen, *biologistisch*. Biologistische Erklärungen vernachlässigen es in der Regel, die Verhältnisse und Rollenverteilungen in unserer Gesellschaft auf ihre historischen und politischen Gründe hin zu analysieren.

*Hetero / heteronormativ / heterosexuell*: Wenn ich in diesem Buch den Begriff *hetero* verwende, meine ich damit *heteronormativ* (es sei denn, ich schreibe explizit *heterosexuell*). Damit meine ich die Entsprechung einer gesellschaftlichen Norm, in der Mann und Frau eine (romantische) Beziehung führen. Diese zwei Menschen können heterosexuell sein – müssen es aber nicht. Denn auch bisexuelle Menschen können etwa in als hetero wahrgenommenen Beziehungen leben.

*cis*: cis Menschen sind Personen, denen bei ihrer Geburt ein Geschlecht zugewiesen wurde, mit dem sie sich tatsächlich identifizieren (im Gegensatz zu etwa trans Menschen). Mir wurde etwa bei meiner Geburt das Geschlecht weiblich zugeschrieben, mit dem ich mich grundsätzlich identifiziere. Ich bin also cis. Warum ist diese Hervorhebung wichtig? Das verdeutlicht die Politikwissenschaftlerin Felicia Ewert in ihrem großartigen Buch *Trans. Frau. Sein.*: »Hiermit soll klargemacht werden, dass cis Personen nicht ›normal‹, sondern eben cis sind. Dies soll die gängige Sichtweise brechen und die Bedingungen ändern, unter denen transgeschlechtliche Menschen stets als Abweichung, als Fehler begriffen werden und sich immer wieder für ihre Geschlechter rechtfertigen müssen.«<sup>7</sup>

*queer*: Mit *queer* bezeichne ich Menschen, die eine Vielfalt an sexuellen und romantischen Orientierungen und Geschlechtsidentitäten jenseits der cis-hetero-Norm leben und verteidigen. Ich verstehe darunter auch ein politisches Mindset, das Binaritäten als solche infrage stellen will (nicht alle homosexuellen Menschen etwa sind unbedingt queer oder verstehen sich als queer). Auch *queer* ist ein Begriff, der aus jahrzehntelangem politischem Widerstand und Theorienbildungen als Selbstbezeichnung erwachsen ist.

All diese Definitionen sind natürlich nicht starr und immer eindeutig. Sie dienen lediglich einer Orientierung, sind durchlässig und anpassungsfähig. Wie eben alles im Leben.

**EINS:  
VOM ZWECK DER LIEBE**

## ÜBER FAMILIE, WAHRHEITEN UND ARBEIT

Ich komme in einer Aprilnacht im Jahre 1992 auf die Welt, im Gebärmutter eines Kölner Krankenhauses. Während ich kreische, läuft mein Vater entgeistert aus dem Raum. Er hatte sich einen Jungen gewünscht.

Bis zu meiner Geburt hatte der betreuende Arzt meine Eltern über meine Intimorgane im Unklaren gelassen. Meiner Mutter war es egal, meinem Vater nicht. Dann kam ich. »Er war wie vom Esel gefallen«, erzählt meine Mutter heute. Ein Sprichwort, das sie wörtlich aus dem Türkischen übersetzt. Es meint: Jemand hat einen ordentlichen Schreck bekommen.

Ein Trost für meinen Vater war, dass er mir den Namen geben durfte, den er als junger Mann in einem türkischen Gedicht entdeckt hatte: Şeyda [ʃɛɪɖɛ]. Das bedeutet: verwirrt, verrückt vor Liebe. Mein Vater legte die Verwirrung über das Geschlecht, das mir zugewiesen wurde, schnell ab und freute sich über das gesunde Kind.

Meine Mutter war nach einer Fehlgeburt unverhofft wieder schwanger geworden. Die Geburt meiner Schwester war bereits zehn Jahre her. Ein zweites Kind war nicht geplant. Ich war also kein Kind *aus Liebe*, wie man das so nennt. Im Umfeld meiner Eltern bekamen Menschen ihre Kinder meist aus praktischen Gründen: um Verwandte still zu kriegen, die unangenehme Fragen stellten. Oder weil sie an die Altersvorsorge dachten. Oder einfach, weil es sich ergab.

Das bedeutet nicht, dass ich mich als Kind nicht geliebt fühlte, ganz im Gegenteil. Einen Großteil meiner Kindheit verbrachte ich auf dem Schoß meiner Mutter. Ich wurde gestreichelt und liebkost.

Ich hätte mir sowieso lange nicht vorstellen können, was eine Entscheidung allein *aus Liebe* überhaupt bedeuten soll. Wenn ich die Haltung zur Welt, die mir meine Eltern vorlebten, in einem Wort beschreiben müsste, wäre es: *pragmatisch*. Die Wohnung, in der ich aufwuchs, war so eingerichtet: praktisch, stabil, leicht zu säubern, bloß nicht zu teuer. Meine Familie war auch pragmatisch in der Freizeitgestaltung. Wozu teure Sportkurse, wenn die Kinder auch auf dem Spielplatz toben können? Hinter allem stand die Frage: *Was soll das nützen?* Von sinnlosem Genuss und Rausch hielten meine Eltern nichts. Das war der Pragmatismus arbeitender Menschen.

Meine Mutter kam im September 1972 im Alter von vierzehn Jahren als Tochter von Gastarbeitenden nach Deutschland. Fotos zeigen ein verschrecktes Kind mit einem unbändigen Strauß aus schwarzen Locken auf dem Kopf. Während mein Großvater in den ersten Jahren in den Ford-Werken und meine Großmutter in einer Wurstfabrik am Fließband standen, zog meine Mutter ihre drei jüngeren Brüder auf. 1981 heiratete sie

meinen Vater in der Türkei, einen jungen Mann mit Schnurrbart und Schlaghosen, der in den politischen Unruhen des Landes zu versinken drohte und den Weg ins Exil suchte. Es war zwar keine Hochzeit aus Zwang, doch meine Mutter hatte es satt, von ihren Eltern ständig mit neuen Hochzeitsanwärtern genervt zu werden. Also sagte sie Ja zu dem jungen Mann, den sie einmal im Kreise der Familie kennenlernen durfte. Auf den wenigen Hochzeitsfotos sehe ich eine junge Frau mit zarten Gliedern, geschwungenen Augenbrauen, der Haarstrauß scheint gebändigt. Mein Vater daneben, die dunkelbraunen Augen weit aufgerissen. Nun schauen meine Eltern gemeinsam verschreckt in die Kamera.

Ab 1979 arbeitete meine Mutter in Köln als Kassiererin in der Filiale einer Supermarktkette. Sechszwanzig Jahre lang schob sie mit der linken Hand Waren über das Kassenband, haute mit der rechten auf die Kassentastatur. Mein Vater arbeitete zunächst in den Ford-Werken wie sein Schwiegervater. Dann als Röntgenassistent in Krankenhäusern.

Meine Eltern kamen beide aus armen, bäuerlichen Verhältnissen. Sie arbeiteten für ein anderes Leben, für sich und ihre Töchter. Sie arbeiteten viel. Mit Anfang fünfzig gingen sie in Rente. Ihre Körper waren kaputt. Zu viele Hunderte Kilometer hatte meine Mutter das Kassenband zurücklegen sehen. Zu viele schwere Körper hatte mein Vater auf die Krankenliege gehievt.

Für mich waren die Körper meiner Eltern arbeitende Körper. Anders kannte ich sie nicht. Die Vorstellung etwa, dass sie sich mit diesen Körpern liebkosten, erschien mir lange unmöglich.

Einmal, ich muss zehn Jahre alt gewesen sein, sah ich meine Eltern bei einem Waldausflug Händchen halten. Die Szene irritierte mich so sehr, dass ich sie nie vergessen habe. Die Hände, die ich meist arbeitend sah, die Finger meiner Mutter, denen immer der Geruch von Kaufhauswaren und des Essens anhaftete, das sie zubereitet hatte, die Hände meines Vaters, die ineinandergefaltet auf seinem Bauch ruhten, wenn er nach der Arbeit Fernsehen schaute – diese waren nun verschränkt. Wie die Hände eines verliebten Paares schaukelten sie im Takt der Schritte. Einfach so. Für mich ergab das keinen Sinn.

Man sagt, eine Familie sei eine *Institution*. Doch was bedeutet das? Familien sind zwar keine Behörden und Einrichtungen wie etwa Kirchen und Universitäten. Doch sie sind systematisch mit diesen Institutionen verzahnt. Und auch eine Familie funktioniert nach inneren und äußeren Regeln. Sie strukturiert sich über Hierarchien. Eine Familie erschafft sich eine gemeinsame Geschichte, die ihre Mitglieder hinaus in die Welt tragen. Eine Familie pflegt ihre eigenen Wahrheiten und Sinnzusammenhänge.

In meiner Familie gab es unumstößliche Wahrheiten. Am endgültigsten waren sie, wenn es um den Wert der Familie ging. Und um das Verständnis von Liebe. Die Wahrheit lautete: Nichts und niemand ist wichtiger als deine Familie.

Die anderen waren:

- In der Welt gibt es Frauen und Männer.
- Männer genießen größere Freiheiten als Frauen, weil unsere Welt für Letztere zu bedrohlich ist.
- Romantische Liebe hat nur eine Gültigkeit, wenn sie sich in Richtung Ehe bewegt.
- Romantische Liebe besteht zwischen Frau und Mann.
- Beziehungen und Ehe beruhen auf einem Prinzip der absoluten Monogamie. Es darf außerhalb dieser Verbindungen keine anderen romantischen oder sexuellen Beziehungen geben, schon gar nicht für Frauen. Selbst der Gedanke daran ist Verrat.

Meine Familie war also eine hierarchische Institution, ein System, in das die Aufrechterhaltung männlicher Privilegien und patriarchaler Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität eingeschrieben war. Das merkte ich, je älter ich wurde. Die Zärtlichkeit, die ich als kleines Kind scheinbar bedingungslos geschenkt bekam, war immer mehr gekoppelt an ein vergeschlechtlichtes Belohnungssystem. Es ging nicht mehr darum, ein gutes, geliebtes Kind zu sein, sondern eine gute *Tochter*. Eine, die sich um den Haushalt kümmerte. Eine, die flüchtigen romantischen und sexuellen Abenteuern entsagte. Eine, die die familiären Wahrheiten mit Hingabe polierte. Und die Aufzählung zeigt noch etwas: Liebe war in meiner Familie von Anfang an einem Zweck untergeordnet, und zwar der Gründung einer Familie und der finanziellen Absicherung.

Der Philosoph und Psychoanalytiker Erich Fromm verstand Liebe hingegen als eine Auflehnung gegen die Zweckmäßigkeit, die unser Handeln – gerade im Kapitalismus – ständig leite. Liebe, das sei ein Selbstzweck. Lieben um der Liebe willen: Das ist ein schöner Gedanke. Doch eine Frage bleibt: Wer kommt in unserer Gesellschaft in die Vorzüge eines Lebens jenseits der Zweckmäßigkeit? Wer kann die eigenen Lebensbedingungen in der Art formen und sich von jeglichen Abhängigkeiten lösen, um ein Ideal romantischer Liebe zu verwirklichen?

In Hollywoodfilmen überwinden Held\*innen innere und äußere Hindernisse, um zu einem Happy End zu gelangen. Der finale Kuss ist der Garant der Hoffnung, in dem sich die Vereinigung vollendet, die Fiktion eines Zustands, der – einmal erreicht – den Weg zum absoluten Glück weist. Ein Heilsversprechen.

Die Geschichten, mit denen ich als Kind aufwuchs, waren andere. In den frühen 1990ern flimmerten über unseren Fernsehbildschirm vor allem türkischsprachige Filme aus den 1970er-Jahren. Jene Filmindustrie war zu dieser Zeit eine der produktivsten der Welt.